

der siebente Monat, Tischri, als der geheiligte Monat, der ausgezeichnet ist durch die heiligen Tage von Rosch Haschanah und Jom Kippur. Der Zyklus wird ergänzt durch das Sabbatjahr und durch das Jubeljahr, das nach einer »Woche« von Sabbatjahren folgte.

In der Kabbalah bedeutet die Zahl Sieben eine symbolische Zeiteinteilung und ist Gott geweiht. Diese mystische Überlieferung hält daran fest, dass die Dauer der Welt 7000 Jahre beträgt und dass das siebentausendste Jahr, das Millennium, der Grosse Sabbat des Herrn, ist (Sanhedrin 97 a).

In seiner klassischen Vorstellung vom Messias verbindet Maimonides, der grosse Philosoph und rabbinische Weise, das Sabbatjahr und das Jubeljahr mit der messianischen Ära. Maimonides erklärt im elften und zwölften Paragraphen seiner Sammlung »Gesetze über die Einsetzung von Königen«:

»Der Messias wird einst auftreten und das Königtum Davids in seiner vormaligen Macht wiederherstellen. Er wird das Heiligtum aufbauen und die Versprengten Israels sammeln. Alle Rechtssatzungen werden in seinen Tagen die frühere Geltung wiedererlangen wie ehemals. Man wird Opfer darbringen und die Brach- und Jubeljahre beobachten, ganz nach der in der Torah enthaltenen Vorschrift. Derjenige aber, der nicht an ihn glaubt oder nicht auf sein Erscheinen harret, leugnet nicht bloss die übrigen Propheten, sondern auch die Torah und unseren Lehrer Moses.«⁸

⁸ Aus: *Gershom Scholem*: Zum Verständnis der messianischen Idee im Judentum. Aus: *Judaica*, Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt/M. 1963. Verlag Suhrkamp, S. 58 f. (Anm. d. Red. d. FR). – Im Original: *The Messianic Idea in Judaism*, by Gershom Scholem, Schocken Books, 1972, pp. 28–29.

5 Jesu Verhältnis zum Judentum. Das Judentumsbild im christlichen Religionsunterricht

I Bericht über ein Symposium in der Bischöflichen Akademie Aachen vom 1./2. November 1974*/**

Von Dr. Willehad Paul Eckert OP

In Zusammenarbeit mit dem christlich-jüdischen Gesprächskreis beim Zentralkomitee der Deutschen Katholiken veranstaltete die Bischöfliche Akademie des Bistums Aachen ein Symposium unter dem Titel »Jesu Verhältnis zum Judentum. Das Judentumsbild im christlichen Religionsunterricht«, das im August-Pieper-Haus stattfand. Die Einladung richtete sich an Schulbuchautoren und Verlagslektoren, Studienseminarleiter und Fachreferenten der Kultusministerien, Exegeten und Religionspädagogen der Hochschulen und Universitäten, Synodalen und Schulreferenten der Bistümer und Landeskirchen. Dank intensiver Werbung kam ein Teilnehmerkreis von rund 60 Personen zustande. Die Teilnehmer erwiesen sich als durchweg für die Fragestellung kompetent. Professoren, Dozenten, Lehrbeauftragte, Lehrer waren die Berufsbezeichnungen. Auch Redakteure und Publizisten waren vertreten. Erfreulicherweise hatten wenigstens einige Schulbuchautoren der Einladung Folge geleistet. Hinsichtlich der Verlagslektoren sowie der Schulreferenten der Bistümer muss jedoch Fehlanzeige gemeldet werden. Drei Bischöfe hatten ein Grusswort gesandt. Der Ortsbischof hatte sein Grusswort zugleich mit der Entschuldigung, nicht an der Tagung teilnehmen zu können, verbunden.

Am ersten Tag stand die Theorie im Vordergrund. Unter dem Stichwort Jesu Verhältnis zum Judentum, zur grundsätzlichen Erhellung des Problems referierten als Jude Dr. Ernst Ludwig Ehrlich, Basel, als christlicher Exeget Dr. Franz Josef Schierse, Niederbreitbach, als Judaist Professor Dr. Johann Maier, Köln.

Ernst Ludwig Ehrlich gab zunächst einen Überblick über die Stellung der Juden in früheren Jahrhunderten zu Jesus unter dem Stichwort »Polemik durch Ignorierung«, eine Haltung, die auch nicht durch einzelne anerkennende Aussagen wie die des Moses Maimonides aufgehoben wird, der Jesus wie Mohamed immerhin eine Sendung für die heidnische Welt zubilligte. So wertvoll diese Einzelzeugnisse sind, so wenig wurden sie effektiv für eine Wandlung im Verhältnis der Juden zu Jesus, der als Exponent einer als feindlich empfundenen Religion erscheinen musste. Erst seit dem Zeitalter der Emanzipation konnten sich Juden intensiver mit der Gestalt Jesu beschäftigen. Das Interesse der jüdischen Gelehrten geht dabei stärker als das der Christen auf den jüdischen Hintergrund, von dem aus Jesus zu verstehen ist. Begreiflicherweise haben die jüdischen Gelehrten kaum Interesse an der Christologie, dafür um so mehr an dem Zusammenhang der Lehren Jesu mit gleichzeitig im Judentum vertretenen Ansichten. Wenig neue Ideen, wohl aber Aktualisierungen sind in der Verkündigung Jesu festzustellen. Im Gegensatz zum Christentum stellt das Judentum nie nur einen Lehrer in seine Mitte, wohl aber eine Kette der Lehrer. So ist es doch wohl auch kein Zufall, dass die Bibel das Grab des Moses verschweigt. Bemerkenswert war nun, dass Ernst Ludwig Ehrlich einerseits die Nähe Jesu zu bestimmten Richtungen innerhalb seiner Zeit betonte, zugleich aber auch die Uneinreihbarkeit Jesu unterstrich. Jesus ist zwar nicht absolut einzigartig, gleich vielmehr in vielem den Lehrern seiner Zeit, z. B. den Pharisäern. Aber trotzdem ist er durch seine Uneinreihbarkeit so ausgezeichnet, dass er sich nicht auf einen bestimmten Typus festlegen lässt. Sein Selbstbewusstsein weckt den Glauben der Jünger,

* Vgl. u. S. 24 ff.: H. Jochum: Jesusgestalt und Judentum in Lehrplänen, Rahmenrichtlinien und Büchern für den Religionsunterricht.

** S. u. S. 24, Anm. *.

am Kreuz sei sein Leben nicht vollendet. Pilatus ebenso wie die Juden sahen in Jesus den Menschen. Die Urgemeinde aber konnte sich damit nicht abfinden. Nicht, was geschieht, sondern was geglaubt wird, ist entscheidend. Insofern muss also die Interpretation des Kreuzesgeschehens von Ostern her durch die Urgemeinde von den Juden zur Kenntnis genommen werden. Das freilich kann nicht entbinden von der Aufgabe, den geschichtlichen Jesus zu finden. Nachdrücklich betonte Ernst Ludwig Ehrlich, dass zwischen dem Christusbild der Kirche und dem Jesusbild der Juden keine Brücke bestehen kann. Daher empfindet er Formeln wie die »Der Glaube Jesu verbindet uns, der Glaube an Jesus trennt uns« als missverständlich und somit wenig geeignet, das Verhältnis von Juden und Christen zueinander zu bestimmen. Trotz seiner Uneinreihbarkeit kann Jesus für Juden doch nie mehr als ein Lehrer unter anderen Lehrern sein. Dennoch dürfte für Christen nicht uninteressant sein, was Juden über den Menschen Jesus zu äussern vermögen; denn gerade in diesen Äusserungen vollzieht sich eine Rückgabe von Welt und Geschichte an die christliche Religion, indem so die bestehende historische Situation, in der Jesus gelebt hat, stärker herausgearbeitet wird.

Franz Josef Schierse sprach zunächst über die Problematik exegetischer Methoden und begann mit dem Eingeständnis, dass der Exeget stets notwendig unterwegs sei, wohl wissend, dass die Wahrheit von heute sich morgen als der Irrtum von gestern erweisen kann. Besonderes Augenmerk hat den Fragen der Tradition und Redaktion zu gelten. Nach der Überzeugung des Referenten muss der Exeget nicht nur über eine analytische Kraft, sondern zugleich auch über die Intuition des Historikers für geschichtliche Zusammenhänge verfügen. Der neutestamentliche Exeget hat insbesondere die Sprachgewohnheiten der neutestamentlichen Schriften zu beachten. Bei aller Gemeinsamkeit Jesu mit den zeitgenössischen Lehren im Judentum dürfen doch Unterschiede und Gegensätze nicht unterschlagen werden. Nach der Überzeugung des Referenten ist Jesus aus der Täuferbewegung hervorgegangen. Während aber Johannes der Täufer als Bussprediger für die jüdischen Ehegesetze starb, tut Jesus einen entscheidenden Schritt über die Taufbewegung hinaus. Er setzt darum ein neues Zeichen: das Sündermahl, denn an die Stelle der johanneischen Gerichtspredigt tritt die jesuanische Heilspredigt, das Heilsangebot an alle. Was zunächst als Akzentverschiebung erscheint, erweist sich im Fortgang als der Grundartikel des Evangeliums. Der Unterschied von Gerechten und Ungerechten wird durch die zuvorkommende Gnade Gottes aufgehoben. Die zum Teil fragwürdige Anhängerschaft Jesus erklärt sich durch das Heilsangebot an das ganze Israel, also auch an die Sünder, die Verlorenen, die Ausgestossenen. Zwar wird Jesu Gegnerschaft zu den Pharisäern aus der Sicht der späteren Auseinandersetzung in den Evangelien geschildert. Dennoch war schon in Jesus selbst eine Gegnerschaft zu den Pharisäern angelegt, deren Frömmigkeit vom Referenten nicht bestritten wird. Schierse betont, dass die Pharisäer keine Formalisten waren, dass die Treue in der Erfüllung des Willen Gottes Respekt verdient. Doch stellt er ihnen entgegen die Liberalität Jesu, die freilich nicht mit Laxheit verwechselt werden darf; denn wenn Jesus das Gesetz relativiert, so will er gerade dadurch den Willen Gottes absolut setzen. Das Besondere der

Sendung Jesu sieht Schierse darin, dass er die Herrschaft des Gesetzes über Gott gelockert habe, indem er die freie schöpferische Initiative betonte, das Recht, sich frei und bedingungslos für den Nächsten einzusetzen. Die Kritik Jesu an den Frömmigkeitsübungen seiner Zeit sei nur zu verstehen im Horizont der Botschaft von der Barmherzigkeit Gottes. Weniger deutlich als der Gegensatz zwischen den Pharisäern und Jesus ist der zwischen ihm und den Saduzäern. Hier sind die Quellen leider recht unergiebig. Offenbar gab es keine ernsthafte Auseinandersetzung zwischen Jesus und den Saduzäern bis zur Tempelaustreibung, die als ein Angriff gegen die damalige Kultpraxis verstanden wurde. Die Saduzäer haben dann im Bund mit den Römern gegen Jesus einen Prozess angestrengt. Das kann nicht ganz ungewöhnlich gewesen sein; denn Flavius Josephus weiss noch von dem später stattfindenden Prozess gegen Jesus ben Chanan zu berichten, dem ebenfalls Tempel- und Kultkritik zum Vorwurf gemacht wurden. Während sich zur Zeit Jesu die Diskussion um konkrete ethische Probleme drehte, galt sie nach Ostern seiner Gottessohnschaft. Doch hat Paulus nicht etwa die Christologie erst erfunden. Sie muss auf dem Selbstzeugnis Jesu fussen. Unter diesem Gesichtspunkt muss auch seine Predigt vom Gottesreich betrachtet werden.

Johann Maier gliederte sein Thema in zwei Blöcke. Im ersten umriss er die Aufgabe des Judaisten in Abgrenzung zum gläubigen Juden wie zum christlichen Theologen. Für ihn ist Judaist eine neutrale Berufsbezeichnung wie auch etwa Arabist, Anglist, Romanist. Es geht ihm also nicht um das Zeugnis, sondern um die Sicht des Wissenschaftlers, des Philologen und Historikers. Dieser steht nun freilich vor der gemeinsamen Problematik, in einer Linie mit Theologen und den jüdischen Forschern, der Schwierigkeit des Quellenbefundes. Die geringe Zahl der zur Verfügung stehenden Quellen bietet ein weites Feld für Ermessensurteile. Unser Bild vom Frühjudentum ist zumindest unvollständig. Funde wie die von Qumran können es in mancherlei Hinsicht noch verändern. Grundsätzlich gilt, dass das Neue Testament besser erforscht ist als die Quellen ausserhalb der neutestamentlichen Schriften. Da bleibt für das Neue Testament dann noch immer die Unsicherheit, welche Jesusworte als echt gelten dürfen. Im Gegensatz zum Neutestamentler ist die Aufmerksamkeit des Judaisten nicht auf die jüdische Geschichte im Zeitalter Jesu begrenzt. Er hat Judentum als Gesamterscheinung zu würdigen. In dieser ist die Zeit Jesu nur ein Moment. Während für das christliche Bewusstsein das Alte Testament auf Christus hinführt, betrachtet der Judaist die alttestamentliche Zeit als einen Teil der jüdischen Geschichte. Die Bücher der Heiligen Schrift sind für ihn Quellen wie alle anderen auch. Folglich kann er auch Jesus nur als historische Gestalt wie andere historische Gestalten bewerten. Der Judaist sieht in der jüdischen Geschichte ein Kontinuum. Während der christliche Theologe an dem besonderen der Worte Jesu interessiert ist, muss sich der Judaist die Frage stellen, was denn als Judentum bei Jesus gelten darf. Er kann noch nicht übersehen, dass die Juden seiner Zeit nicht des besonderen Jesu bewusst waren. Daher erklärt sich der Mangel an ausserbiblischen Zeugnissen über Jesus. Noch der Talmud zeugt mehr vom Reflex der Polemik als von einer wirklichen Kenntnis Jesu. Eben deswegen behält das neutestamentliche Zeugnis ein so aussergewöhnliches Gewicht. Im zweiten Teil seiner

Ausführungen ging Johann Maier auf die bestimmenden Faktoren und Probleme im Judentum der neutestamentlichen Zeit ein. Er schilderte die allgemeine Situation und besonders das Geschichtsbild und die Zukunftshoffnungen der einzelnen Gruppen. Kein Wunder, dass die Etablierten den Zukunftshoffnungen der anderen kühl gegenüberstanden. Besonders ging der Referent auf die Erfüllung des Gotteswillen nach dem Verständnis der verschiedenen Gruppen ein. Die Stichworte waren dabei für ihn: Auslegung, Bräuche und Autoritätsproblem – Buchstabe und Geist – Praktikierbarkeit und Gruppenbildung – der Richtungspluralismus und die Autorität des Synhedrion. Dann konzentrierte er seine Aufmerksamkeit auf die Hauptprobleme um die Diskussion um Jesus. Notwendigerweise kehrten dabei eine Reihe der Stichworte wieder. Vier Hauptprobleme benannte er: 1. die Gottesherrschaft, 2. Torah und Brauchtum, 3. das Verhältnis zum Mitmenschen, 4. der Anspruch Jesu. Zuletzt behandelte er dann noch Jesus in seiner Stellung im Rahmen der jüdischen Gruppenbildung. Von den Ausführungen des Referenten scheinen mir besonders bemerkenswert folgende Feststellungen zu sein. Wenn Jesus die Strafe der Rebellen erlitt, den Tod am Kreuz, wie ihn Rom verhängte, so war dafür nicht sein Selbstverständnis entscheidend, sondern das, was die Behörden von ihm dachten. Seine Rede vom Nahen des Gottesreiches wurde als politisch empfunden bzw. missverstanden. Die politische Komponente stand für Jesus jedenfalls nicht im Vordergrund. Schwieriger ist es allerdings, genau positiv sagen zu können, was mit der Gottesherrschaft gemeint war, jedenfalls nicht eine Aufhebung der Torah. Sonst wären die Pharisäer kaum bereit gewesen, mit ihm zu sprechen. Man kann auch Jesus nicht unterstellen, dass er den Tempel einfach abgelehnt habe. Er hat ihn nicht einmal gemieden. Wenn er Kultkritik übte, war das nicht ungewöhnlich; denn diese findet sich auch bei den Propheten. Der Sinn der Tempelreinigung dürfte in der Ankündigung der Tempelzerstörung gesehen werden. Im Zusammenhang der Gottesreichpredigt stellt sich nun die Frage nach dem Anspruch Jesu. Dabei muss nun festgestellt werden, dass historisch nicht zu ermitteln ist, als was sich Jesus verstanden hat. Eine gewisse Vorsicht ist angebracht, wenn man als Wissenschaftler hier eine Aussage wagen soll. Der Judaist kann feststellen, dass beachtliche Ansprüche im Judentum möglich sind. Auch ein Messiasanspruch bedeutet dabei keinen Verstoss gegen das Judentum. Allerdings enthält ein derartiger Anspruch ein grosses Risiko, nämlich das Risiko des Scheiterns. Die Anklage auf Gotteslästerung wäre nicht durch einen Messiasanspruch, sondern erst durch die Reklamation der Gottessohnschaft zu begründen. Tatsächlich wurde ja Jesus laut der Inschrift auf dem Kreuz nicht wegen Gotteslästerung, sondern als König der Juden verurteilt. Festzuhalten ist Jesu Selbstverständnis in seiner Funktion für die anderen, für die verlorenen Schafe. In diesem Sinne muss auch sein Gang nach Jerusalem als Ausfluss seines Sendungsbewusstseins interpretiert werden. Wenn Jesus vom Judentum seiner Zeit abgegrenzt werden soll, dann ist erst recht zu fragen, was das Judentum damals wollte. Somit stellt sich die Aufgabe, Jesus im Rahmen der Gruppenbildung seiner Zeit zu würdigen.

Der Abend brachte den ersten Einstieg in die Praxis. Professor Dr. Peter Jansen, Bonn, sprach über *»Jesusgestalt und Judentum in den Medien für den Religionsun-*

terricht«. Er führte Beispiele aus Tonbildserien, Kurzfilmen und Fernsehproduktionen vor. Die Medien müssen nach seiner Überzeugung so ausgewählt sein, dass sie die Auseinandersetzung des Schülers mit dem Thema und seinen Zielen intensivieren. Es sollen keine rein kognitiven, sondern affektive Lernziele angeschnitten werden. Die audiovisuellen Medien müssen also emotionale Erlebnisse vermitteln. Die Gefahr der Manipulation ist dabei freilich nicht auszuschliessen. Die audiovisuellen Mittel müssen im Unterricht vor- und nachbereitet werden. Den Begleittexten muss daher grosse Aufmerksamkeit geschenkt werden. Die vorgeführten Beispiele zeigten, wie schnell Filme veralten. Was in der Mitte der sechziger Jahre hilfreich war, ist heute oft kaum mehr zur Erreichung der Unterrichtszwecke geeignet. In der Diskussion wurde festgestellt, dass vor zu langen Sendungen ebenso gewarnt werden muss wie vor grösseren Folgen. So ist z. B. die vierteilige Sendung über Judentum und Christentum des Schulfernsehens im WDR zu lang, weil die Aufmerksamkeit des Schülers für eine Unterrichtsgruppe nicht länger als 6 bis 8 Stunden gegeben ist. Die Sendefolge erfordert aber eine weit grössere Reihe von Unterrichtseinheiten. Für die Zukunft wäre zu wünschen, dass genauer festgestellt wird, was besser durch Hörfunk und was besser durch eine Fernsehsendung dargestellt werden kann.

Der zweite Tag sollte mehr noch als der erste der Praxis dienen. Doch führte das erste Referat wieder ganz in die Theorie zurück. Professor Dr. Gerhard Bellinger, Münster, sprach über *»die jüdische Jesusgestalt im christlichen Religionsunterricht«*. Seine Aufgabe war es, Konsequenzen aus neueren Forschungen für das Christusbild künftiger Unterrichtsmedien zu ziehen. Doch blieb er die Erörterung dieser besonderen Aufgabe weitgehend schuldig. Statt dessen begab er sich in den Bereich der Jesusforschung bzw. der Exegese. Er ging zunächst von der richtigen Feststellung aus, dass der christliche Religionsunterricht sich nicht nur auf die Bekämpfung antisemitischer Vorurteile beschränken dürfe, sondern die jüdische Jesusgestalt zu würdigen habe. Jesus ging nicht nur aus dem jüdischen Volk hervor, sondern auch seine Lehre war jüdisch. Zur Erschliessung von Person und Lehre Jesu dienen sowohl exegetische als historisch kritische als religionssoziologische Methoden. Letztere seien allerdings noch nicht genügend entwickelt. Die Gemeinsamkeit Jesu mit den jüdischen Gruppen seiner Zeit dürfe nicht übersehen werden, allerdings ebensowenig auch das Unterscheidende. Dieses Unterscheidende sieht der Referent in der Predigt von der Gottesherrschaft, die in engem Zusammenhang mit Jesu Gesetzesverständnis steht. Das Neue liegt für ihn in der Aufforderung zum Handeln, zum Initiativwerden. So hat das Gebot der Feindesliebe appellativen Charakter. Es begnügt sich nicht mit der Forderung, Böses zu erdulden, sondern aktiv zu werden, die Wange hinzuhalten. Aus der Notwendigkeit wird die freie Aufforderung zum Handeln. Sie ist verbunden mit der Zusage des Reiches Gottes. Diese Zusage ist ein Angebot für alle. Darum wendet sich Jesus vorzüglich gerade an die Verlorenen. Der Gesetzeserfüllung geht das Heilsangebot voraus. Das frei gewährte Angebot ist Einladung zur in Freiheit gegebenen Antwort. Die historisch-jüdische Jesusgestalt, das war die letzte Forderung des Referenten, muss in den Glauben an Christus eingehen. Aber sie darf in ihn nicht aufgehen.

Dieses Referat löste die intensivste *Diskussion* auf der Tagung aus. Eine Reihe von Formulierungen hatten bei einem Teil der Hörer zu Missverständnissen geführt. Vor allem wurde Anstoss an Formulierungen genommen wie die vom Übersteigen Jesu, vom Transzensus über den Rahmen der jüdischen Ethik seiner Zeit, seine Gegenüberstellung von der Aufforderung Jesu zur Spontaneität gegenüber der Betonung des Verpflichtungscharakters des Gesetzes. So erklärte Professor *Leo Prijs*, dass jeder Jude das Neuverständnis der Christen im Sinne des Messiasglauben Jesu respektieren werde, jedoch notwendigerweise Einwendungen machen müsse und empfindlich reagiere, sobald die Rede von ethischen Überhöhungen sei. Die Ethik einer Religion über die einer anderen zu stellen, halte er für bedenklich. Frau Professor *Nave Levinson* fand, das Initiative sei gerade typisch jüdisch. Das Gesetz sei Aufforderung zum initiativen Handeln. Professor *Johann Maier* unterstrich das Thema der Gottesherrschaft als springenden Punkt. Man müsse nämlich beachten, dass Torah nicht nur Forderung, sondern auch Heilsgabe und Heilmittel darstelle. Das entbinde nun freilich nicht von der Frage, was denn mit Jesus an Neuem gekommen sei. Was Jesus ankündigt, ist das eschatologische Heil. Hier ist aber nun der Mechanismus zu beachten, der auch bei anderen Messiasbewegungen auftaucht. Mit Jesu Predigt musste kein Bruch mit der Tradition gegeben sein. Aber offensichtlich ändert sich doch etwas, nämlich die Motivation. Die anderen, z. B. die Pharisäer, die der Überzeugung sind, dass die eschatologische Zeit noch nicht gekommen ist, dass das Reich noch nicht angebrochen ist, müssen über die Konsequenzen der Jesuanischen Predigt besorgt sein. Die Sorge der Pharisäer ist verständlich. Denn in der Überzeugung vom nahen Ende kann man die Torah in einem neuen Licht sehen. So kann das Personale und Spontane stärker in der Predigt Jesu als bei den Pharisäern betont sein. Akzente also können wechseln. Wenn die Pharisäer damit rechneten, die Kontinuität bewahren zu müssen, dann stand eben für sie das Bewahren an erster Stelle. Damit also wäre ein gewisser Gegensatz zu Jesus gegeben. Doch ist immerhin zu beachten, dass die eschatologische Naherwartung mit ihren Konsequenzen sich nicht durchhalten liess, dass zudem Jesu Verkündigung kein einheitliches Torah-Verständnis auf jüdischer Seite gegenüberstand, schliesslich das Judentum als Ganzes sich auf ein solches nicht festlegen lässt. Was ist es z. B. mit dem Torah-Verständnis des Reformjudentums? Was ist der Grund,

dass auch ein liberaler Jude von seinem Judesein überzeugt sein darf? Worin unterscheidet er sich vom Christen? Gerade der vermittelnde Standpunkt von *Johann Maier* machte deutlich, dass von der Ethik her eine Abgrenzung Jesu vom Judentum nicht möglich ist. Will man sie dennoch versuchen, so führt notwendig die Betonung des Besonderen von der Ethik Jesu zu einer Verkleinerung der jüdischen Ethik. Die Herausstellung der Sonderheit Jesu kann nur über die Christologie erreicht werden. Das Referat von *Professor Bellinger* erbrachte den Beweis, dass ein sogenannter progressiver Ansatz unter Umständen weniger zum jüdisch-christlichen Verständnis beiträgt als ein traditionsgebundener. Dieses Ergebnis wurde in eigentümlicher Weise noch einmal bestätigt durch das Referat von Studiendirektor *Herbert Jochum* aus Hüttigweiler über »Jesusgestalt und Judentum in Lehrplänen, Rahmenrichtlinien und Büchern für den Religionsunterricht«. (S. u.) Dieses Referat ging auf den Wandel der Situation des Religionsunterrichtes ein, insbesondere die Ergebnisse der Unterrichtsreform seit der Einführung der Curricula-theorien seit 1968. Im Gegensatz zum hermeneutischen, Text analysierenden Unterricht, wird jetzt ein aktualisierter gefordert. Die Bibelinterpretation wird zurückgedrängt. Damit aber ist auch der Platz für das Judentum in der christlichen Katechese mehr denn je gefährdet. An Beispielen jüngster Religionsbücher zeigte der Referent die Gefahren einer voreiligen Aktualisierung auf, der Gleichsetzung von Juden und Etablierten. Die Kritik an den Etablierten, den Vertretern der Ordnung, den Behörden etc. schlägt dann leicht in eine neue Form des Antisemitismus um. Unter neuen Formulierungen können sich längst verdrängt geglaubte Klischees wieder einschleichen. Immerhin gibt es Beispiele, in denen das Judentum sachgerecht dargestellt wird. Die Tagung machte die Notsituation der Religionspädagogik nur allzu deutlich. Zu Recht wurde festgestellt, dass das Übel nicht durch gelegentliche Tagungen behoben werden kann. Daher wurde die Forderung nach einer institutionellen Verankerung erhoben. Auf evangelischer Seite ist eine solche bereits gegeben durch die Forschungsgruppe Judentum im Unterricht an der Pädagogischen Hochschule Rheinland, Abt. Duisburg. Möglichkeiten, etwas Ähnliches im katholischen Arbeitsbereich ebenfalls zu schaffen, wurden im Anschluss an die Tagung von dem ständigen Gesprächskreis Juden und Christen beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken erörtert.

II Jesusgestalt und Judentum in Lehrplänen, Rahmenrichtlinien und Büchern für den Religionsunterricht

Von Studiendirektor Herbert Jochum, Fachleiter für katholische Religion am Staatlichen Studienseminar, Neunkirchen/Saar*

Vom 1. bis 2. November 1974 fand in der bischöflichen Akademie in Aachen eine ausserordentlich gut besuchte Tagung statt, die sich mit dem Thema befasste: »Jesu Verhältnis zum Judentum. Das Judentumsbild im christlichen Religionsunterricht«. Angeregt war diese Tagung vom Christlich-Jüdischen Gesprächskreis beim Zentralkomitee der deutschen Katholiken (Bonn). Vor allem jüdische und christliche Theologen, Religionspädagogen, Publizisten und Schulbuchautoren hatten sich zu diesem Symposium zusammengefunden.*** Besondere

Beachtung fand der im folgenden abgedruckte, gekürzte Vortrag von Studiendirektor *Herbert Jochum*.

* Die Beiträge der Tagung erscheinen im Herbst 1975 als Sammelband. *Willehad Paul Eckert/Hans Hermann Henrix* (Hrsg.): »Jesu Verhältnis zum Judentum. Das Judentumsbild im christlichen Religionsunterricht« beim Einhard-Verlag, Aachen. Der hier wiedergegebene Beitrag von Herbert Jochum ist ein gekürzter Vorabdruck zu diesem Band.

** S. o. S. 21 ff.